GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Biographische Notiz

Nickel, Hildegard Maria

2006

https://doi.org/10.25595/91

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nickel, Hildegard Maria: *Biographische Notiz*, in: Vogel, Ulrike (Hrsg.): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006), 261-273. DOI: https://doi.org/10.25595/91.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ulrike Vogel (Hrsg.)

Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung

Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität

VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

MS 3030 V849 W4

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Förderung der Bernhard und Ursula Plettner-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Humboldt-Universität
Universitätsbibliothek
zu Berlin

1. Auflage Mai 2006

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2006

Lektorat: Frank Engelhardt

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de

RESPECT COPYRIGHT
ENCOURAGE CREATIVITY

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Satz: Sandra Glasenapp, Katharina Maertsch
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips bv, Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN-10 3-531-14966-0
ISBN-13 978-3-531-14966-0

4/iv/2006-35785

Inhalt

Vorwort

Ulrike Vogel
Zur Konzeption der Veröffentlichung 9

Autobiographische Notizen

Rosemarie Nave-Herz
Biographische Notizen 17

Ingrid N. Sommerkorn
Mein Werdegang als Soziologin in der Wissenschaft 23

Regina Becker-Schmidt
Anstiftungen zum Feminismus 33

Ute Gerhard
Wie ich Soziologin wurde – eine Rekonstruktion 50

Helga Krüger
Endlos Studieren. Zum Spannungsverhältnis von Widerstand und Verstummen, Engagement und Leistung 61

Sigrid Metz-Göckel
Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch, mir die Welt soziologisch zu erklären 73

Ulrike Vogel
Mein Weg in die Soziologie und zur Geschlechterforschung 90

Ilse Dröge-Modelmog
Wissenschaftliche Biographie 100

Irene Dölling
Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen' 116

Carol Hagemann-White
„Wege und Brücken" 125

Marianne Rodenstein
Tanz auf verschiedenen Hochzeiten! Stadtsoziologie,
Gesundheitsforschung und die Geschlechterfrage 138

Eva Senghaas-Knobloch
Soziologisch informiert die Vorstellungskraft für eine weniger
gewaltträchtige (Welt-)Gesellschaft entfalten 152

Karin Flaake
Frauen- und Geschlechterforschung als Prozess der
Selbstveränderung – berufliche Entwicklungen im Schnittpunkt
von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung 166

Gudrun-Axeli Knapp
Geradlinige Umwege 178

Tilla Siegel
Curriculum Vitae – mit Blick hinter die Kulissen 190

Sabine Gensior
Vom Fremdsein zum Engagement in der Profession 202

Elisabeth Beck-Gernsheim
Wie ich zur Soziologie kam und wie ich Professorin wurde 214

Doris Janshen
Tempus fugit, Gender bleibt. Zur un-disziplinierten Faszination
an den Geschlechterverhältnissen 222

Helgard Kramer
Eine Biographie der 1968er Generation 231

Ilona Ostner
Dabei und doch nicht mittendrin – mein Weg in die Wissenschaft 243

Ilse Lenz
Geschlechtergrenzen in Bewegung.
Ein halbes Leben in der internationalen Genderforschung 250

Hildegard Maria Nickel
Biographische Notiz 261

Ursula Müller
Leben lernen, forschen gehen. Eine autobiographische Beschreibung 274

Nachwort

Ulrike Vogel
Frauen- und Geschlechterforschung und die Soziologie 289

Zu den Autorinnen 309

Biographische Notiz
Hildegard Maria Nickel

1. Karriereweg in der DDR

Geboren bin ich 1948 in Berlin. Meine Mutter war Arbeiterin und hatte fünf Kinder mit ihrem Ehemann, von dem sie sich getrennt hat, um dann mit einem Italiener zusammenzuleben. Ich bin das erste Kind aus dieser neuen Beziehung, danach kamen noch zwei. Mein Vater ist 1963 gestorben. Ich weiß nicht viel über ihn. Aber ich habe durch ihn spezifische Erfahrungen in der DDR gemacht: Erstens war ich damals als Kind eines „Ausländers" markiert. Zweitens war mein Vater ein „Kommunistenhasser", der aus nicht leicht nachzuvollziehenden Gründen dennoch in der DDR geblieben ist. Das führte dazu, dass in der Familie ständig diskutiert worden ist, ob wir „bleiben" oder „rüber gehen". Meine Mutter ist im Westen Berlins in einem sozialdemokratischen Arbeiterhaushalt geboren und ist bedingt durch den Zweiten Weltkrieg im Osten Berlins gelandet. Mein Vater war Alkoholiker, meine Mutter musste sehen, wie sie die Kinder und ihn durchbrachte. Der größere Teil der Familie meiner Mutter, auch die Kinder aus erster Ehe, lebte im Westteil der Stadt. Als meine Mutter Rentnerin war, 1978, zog sie wieder nach Westberlin. Damit ging die Grenze auf sehr schmerzhafte und unmittelbare Weise durch die Familie. Sie war besonders präsent, auch als Metapher eines spezifischen Mutter-Tochter-Konflikts.

Ich bin in Berlin im damaligen Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg zur Schule gegangen. Es war die Zeit, als Arbeiterkinder und insbesondere Mädchen in der DDR staatlicherseits gefördert wurden, sonst wäre ich wahrscheinlich nie zum Studium gekommen. Es war nicht von vornherein meine Lebensvorstellung zu studieren. Das war vor meinem familiären Hintergrund auch eher unüblich und ich bin bis heute die Ausnahme geblieben. Die Lehrerin hat meine Mutter in vielen Gesprächen bearbeitet und schließlich überzeugt, dass ich das Abitur machen und studieren müsse. Ich aber wollte eigentlich schnell aus dem Elternhaus, selbständig sein und nicht eine lange Bildungslaufbahn vor mir haben. Im Nachhinein bin ich sehr froh, dass ich zufällig in der DDR aufgewachsen bin und das so gelaufen ist.

Ich habe von 1968-1972 Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität studiert. Auch das war eher zufällig und kaum das Resultat eines bewussten zielgerichteten Entscheidungsprozesses. Auch hier stellte sich für mich im Nachhinein heraus, dass das für mich das Richtige war. Es handelte sich damals um einen Studiengang, der im Aufbau war. Vieles war offen und alles schien möglich. Hier hatte ich das Gefühl, dass ich als künftige Wissenschaftlerin gefragt bin und die Gestaltung des Sozialismus in der DDR ein Projekt ist, das unabgeschlossen ist und an dem zu beteiligen sich lohnt. Das Studieren war eine Möglichkeit, mich mit der

komplizierten Realität auseinanderzusetzen, die ich auf meinem familiären Hintergrund als sehr widersprüchlich wahrgenommen habe. Das Studium hat mir eine Identifizierung ermöglicht, die ich bis dahin nicht kannte. Ich war – und das symbolisiert das sehr gut – im Unterschied zu den meisten nicht in der FDJ, bin aber während des Studiums in die SED eingetreten. Das kulturwissenschaftliche Studium war sehr breit angelegt. Wir haben Philosophie, Kunstgeschichte, Ästhetik, Literatur, aber auch eine eher sozialwissenschaftlich basierte Kulturtheorie studiert. Ich hatte dadurch eine relativ umfängliche, an meinen Interessen orientierte Bildung erworben, mir war aber nicht klar, was ich Konkretes damit anfangen konnte. Deshalb war ich sehr froh, dass ich 1972 ein Forschungsstudium in der Soziologie aufnehmen konnte. Auch das hatte ich nicht zielgerichtet gesucht, sondern es ist mir angeboten worden. In der DDR hatte man mit dem Forschungsstudium die Möglichkeit, nach dem Diplom zügig die Promotion zu machen. Durch diese Förderung konnten Studenten mit guten Studienergebnissen schnell in wissenschaftliche Karrieren einsteigen. Soziologie, dachte ich damals, ist etwas Konkretes, sie hilft, hinter ideologische Fassaden zu schauen und kann einen praktischen, gesellschaftsverändernden Nutzen haben.

Meine Themen, mit denen ich mich in der Diplomarbeit und später im Rahmen der Dissertation beschäftigte, waren immer sehr auf mich und mein unmittelbares Umfeld bezogen. Der wissenschaftliche Ausgangspunkt war zunächst Familiensoziologie. Ich habe mich mit Familie unter sozialistischen Bedingungen beschäftigt. Die sozialen Differenzierungen ebenso wie die Selbstrekrutierung von Schichten und Eliten hatten mich interessiert. Ich war ja die einzige aus meiner Familie, die einen bildungsmäßigen Aufstieg gemacht hatte. Auf meiner biographischen Matrix habe ich erfahren, dass die Verhältnisse im Sozialismus konfliktreicher und sozial ungleicher sind, als in der DDR-Alltagspropaganda und in vielen marxistisch-leninistischen Texten suggeriert. Das war der subjektive Erfahrungshintergrund für meine Promotion (1976) am Institut für marxistisch-leninistische Soziologie an der Humboldt-Universität. Danach war ich zehn Jahre lang in der Bildungssoziologie beschäftigt. Ich habe mich vor allem mit Themen wie Herkunftsfamilie, Schulerfolg und zunehmend mit Fragen der Geschlechtersozialisation beschäftigt. Fragen, die mich damals bewegten, waren: Wie wirkt die Koedukation im Rahmen der Allgemeinbildenden sozialistischen Oberschule eigentlich auf Mädchen? Warum sind „gleiche" Verhältnisse für das weibliche Geschlecht immer noch ungleich? Ist Gleichberechtigung mit gleichen Bedingungen im Sozialismus identisch und haben Jungen und Mädchen gleiche Bedingungen?[1] Mitte der 1980er Jahre habe ich meine Dissertation B (Habilitation) zur Geschlechtersozialisation in Schule, Familie und in der sozialen Umwelt geschrieben.

Die Bildungssoziologie war in der Akademie der pädagogischen Wissenschaften angesiedelt, die dem Ministerium für Volksbildung mit Ministerin Margot Honecker als oberster Chefin unterstand. Das war eine problematische politisch-

institutionelle Konstellation. Zwar war es so, dass wir in der Bildungssoziologie wirkliche empirisch soziologische Forschung machen konnten.[2] Wir sind auch an neuralgische Punkte der DDR-Wirklichkeit gekommen und hatten zum Beispiel schon Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre deutlich festgestellt, dass eine neue Generation herangewachsen war, diejenige, die im Sommer 1989 dann tatsächlich auch mit den Füßen abgestimmt hatte und massenhaft in den Westen floh. Das war eine Generation, die mit der Form von Sozialismus, wie er sich in der DDR präsentierte, nichts mehr am Hut hatte. Die bildungssoziologischen Forschungsberichte sind damals allerdings leider nur für den Panzerschrank gemacht worden. Das erlebte ich als irrational, einesteils glaubte ich an die Überzeugungskraft soziologischer, empirisch generierter Befunde, liebte diese Art von wirklichkeitsnaher Forschung und hoffte, dass sie der Gestaltung eines Sozialismus dienen könnte, der offen für Veränderung ist, andernteils produzierte ich – wie viele andere auch – für die Schublade. Das war auf Dauer ziemlich unbefriedigend. Darum wollte ich nach einiger Zeit wieder weg von der Akademie der pädagogischen Wissenschaften. Aber damit war es so ähnlich bestellt wie mit der Volksbildung generell. Lehrer konnten auch nicht einfach ihren Beruf wechseln. Volksbildung war wie Dienstverpflichtung in der Volksarmee. Ich hatte den Dienst zwar freiwillig aufgenommen, konnte ihn aber nicht gleichermaßen freiwillig quittieren, jedenfalls hätte ich Schwierigkeiten befürchten müssen.

Mein wissenschaftliches Thema half mir schließlich, den goldenen Käfig der Volksbildung zu verlassen. In der DDR hieß es ja, die Gleichberechtigung sei verwirklicht. Dass es Probleme der sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern gab, die mit der Geschlechtersozialisation in der sozialistischen Schule zusammenhängen könnten, war jenseits jeder offiziellen Vorstellung. Was ich machte, war „bürgerliche" Soziologie und hatte mit dem sozialistischen Erziehungskanon nichts zu tun. Ich konnte meine Habilitation nicht an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, aber an der Humboldt-Universität einreichen und zwar in der Kulturwissenschaft, wo ich als Studentin gestartet war.

Von 1977 bis 1987 war ich an der Akademie der pädagogischen Wissenschaften in der Bildungssoziologie und Anfang 1987 bin ich ins Institut für marxistisch-leninistische Soziologie an der Humboldt-Universität gewechselt. Im Nachhinein hatte ich auch dieses Mal zufällig zum richtigen Zeitpunkt Glück. Denn wäre ich 1989 noch in der Akademie gewesen, hätte ich wahrscheinlich zu den vielen „abgewickelten" ostdeutschen Wissenschaftlerinnen gehört, die kaum eine Chance hatten, neu Fuß zu fassen. Ich will damit unterstreichen, wie willkürlich das war und dass viele ostdeutsche Soziologinnen und Soziologen gar nicht selbst bestimmen konnten, an welchem Platz sie zum Zeitpunkt der „Wende" waren.

Ich bin meines „Chefs" wegen in die Bildungssoziologie gegangen. Ich fand, Artur Meier[3] war zur damaligen Zeit der einzige, wirklich ernstzunehmende Soziologe der DDR. Er war Zweitbetreuer meiner Dissertation und ich bin unmittelbar

nach meiner Promotion zu ihm gegangen. Er war mein wissenschaftlicher Förderer und Lehrer. Unter seiner Leitung haben wir sehr fundierte empirische Untersuchungen gemacht und ich habe mein soziologisches Handwerkzeug bei ihm gelernt. Damals gab es oft ideologische Auseinandersetzungen mit den Kollegen und Vorgesetzten. Artur Meier hat sich schützend vor mich gestellt, so dass diese Auseinandersetzungen nicht zuletzt seinetwegen keine ernsthaften Konsequenzen für mich hatten.

Ich hatte mich verstärkt der feministischen Frauenforschung zugewandt. Ich hatte 1971 ein Kind geboren und war verheiratet. Ich habe das „Vereinbarkeitsproblem" trotz der vergleichsweise günstigen sozialpolitischen Bedingungen in der DDR als sehr konflikthaftes persönliches Problem erlebt. Ich bekam es nicht in den Griff, ein harmonisches Familienleben zu gestalten. Auf die Idee, zugunsten von Familienharmonie auf meine wissenschaftlichen Ambitionen zu verzichten, kam ich allerdings nie. Ein Stück weit lief die Hinwendung zur Frauenforschung über die Erfahrung, dass ich persönlich an bestimmte Grenzen meiner Emanzipation stieß. Schon im Rahmen der Promotion hatte ich in der Analyse von Familienbeziehungen gesehen, in welchem Maße hier Geschlechterbeziehungen strukturiert werden und wie groß auch bei deutlich günstigeren Bedingungen im Sozialismus die Nachteile für die Frauen waren. Ich hätte mir kein zweites Kind anschaffen können. Ich hätte das nicht gepackt, vor allem wegen der Männer, auf die ich traf. Sie konnten in der Regel meinen beruflichen Anspruch trotz ihrer an der Gleichberechtigung orientierten DDR-Sozialisation schlecht verkraften. Es waren einerseits meine persönlichen Erfahrungen, die mich zur feministischen Frauenforschung gebracht haben, andererseits die Defizite der offiziellen Frauenforschung in der DDR. An der Akademie der Wissenschaften der DDR gab es zwar eine Abteilung, die sich mit Frauen- und Familienforschung befasste und es existierte auch ein wissenschaftlicher Beirat „Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft", in den ich Ende der 1980er Jahre berufen wurde, aber die Forschung konzentrierte sich auf die funktionalistische Perspektive, wie ist Berufstätigkeit mit Mutterschaft zu vereinbaren. Das war das beinahe ausschließliche Interesse der offiziellen Frauenforschung. Diese einseitige Sicht drückte m. E. das weg, was hätte deutlich gemacht werden müssen. Vereinbarkeit wird Frauen zugeschrieben, geschlechtliche Arbeitsteilung wird befestigt, statt die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Elternschaft wie auch die Rolle der Väter zu thematisieren. Die offizielle Frauenforschung legitimierte die „Muttipolitik" in der DDR und den Patriarchalismus der Geschlechterpolitik.[4] Die DDR war in bestimmter Hinsicht – trotz der sozialpolitischen Errungenschaften – eine traditionalistische patriarchale bürgerliche Industriegesellschaft, die Rollenbilder befestigte und die Segregation von beruflichen Qualifikationen wie die Polarisierung in der Erwerbsarbeit begünstigte.[5]

Die „Wende" 1989 war daher zunächst auch mit geschlechterpolitischen Hoffnungen verbunden. Gemeinsam mit anderen Kolleginnen engagierte ich mich im Herbst 1989 öffentlich, um das politische „Tauwetter" zu nutzen.[6]

Auf meinem Weg zur kritischen, feministischen Frauenforschung war Irene Dölling eine zentrale Persönlichkeit für mich. Ich hatte bei Irene Dölling Kulturwissenschaften studiert. Als ich mit dem Studium anfing, war sie junge Assistentin und meine Seminarbetreuerin. Ende der 1970er Jahre, als ich an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften war, also nach meiner Promotion, hatten wir aufgrund der Initiative von Irene Dölling einen interdisziplinären Arbeitszusammenhang gebildet, der sich jenseits der offiziellen Frauenforschung mit dem Geschlechterverhältnis im Sozialismus befasste. Hauptsächlich waren es Kulturwissenschaftlerinnen und Soziologinnen, die sich in diesem Arbeitskreis trafen. Wir haben mit der westlichen feministischen Literatur gearbeitet, die wir kriegen konnten. Ich weiß noch, dass bei den ersten Vorträgen und Debatten nach der Wende im Westen viele Westkolleginnen ganz überrascht waren, dass einige ostdeutsche Kolleginnen durchaus „fit" und theoretisch auf der Höhe der Zeit waren. Das ließ sich zum Teil dadurch erklären, dass wir ungefähr zehn Jahre lang diesen informellen Arbeitskreis hatten. Wir haben sehr unterschiedliche Themen diskutiert. Manchmal habe ich hier aus der Bildungssoziologie vorgetragen. In der Bildungssoziologie durfte die Geschlechterfrage – wie bereits geschildert – nie vordergründig sein, schon gar nicht aus einer feministischen Perspektive diskutiert werden. Ich konnte sie nicht als eigentlichen Gegenstand meiner Forschung aufbauen, sondern musste mich in einem Forschungszusammenhang bewegen, der die „Lebensweise von Jugendlichen" zum Gegenstand hatte. Ich habe mich „listig" bemüht, den Geschlechteraspekt in die offizielle Forschung einzubringen. Im Rahmen des Arbeitskreises haben wir versucht, uns gegenseitig in diesem Bemühen zu ermutigen und zu stützen. In meinen normalen Arbeitszusammenhängen konnte ich über Feminismus als kritische Perspektive nicht debattieren. Feminismus war etwas, was der Westen brauchte, der Osten nicht. Im Sozialismus war die Frauenfrage als soziale Frage vermeintlich gelöst und es gab im Kampf mit dem Imperialismus wichtigeres als den kleinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. In unserem „feministischen" Arbeitskreis haben wir auch eigene Texte diskutiert. In den Weimarer Beiträgen war beispielsweise ein Aufsatz von Irene Dölling erschienen, der für uns eine theoretische Basis war. 1989 haben wir das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität gegründet. Die theoretischen Debatten, die wir 10 Jahre lang nicht öffentlich geführt hatten, waren eine wichtige Basis dafür. Irene Dölling war die erste wissenschaftliche Leiterin dieses Zentrums.

Meine soziologische Karriere und die Berufung im Jahre 1992 auf die C3-Professur „Jugend, Familie, Geschlechterverhältnisse" an der Humboldt-Universität, später umbenannt in „Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse" war – neben der Tatsache, dass ich relativ konsequent bei meinem Thema geblieben

bin und ein sozial motiviertes soziologisches Interesse verfolgte – von einer Reihe glücklicher Umstände abhängig. Vor allem war ich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Als Dekanin des sozialwissenschaftlichen Fachbereichs und späteres Mitglied der Struktur- und Berufungskommission bin zwar auch ich – wie die meisten ostdeutschen Akademikerinnen – „abgewickelt" worden, musste mich evaluieren lassen und auf eine neu definierte Position neu bewerben. Aber ich tat das von einer aussichtsreicheren Position aus als das anderen möglich war.

2. Die „Wende" von 1989

Die „Wende" von 1989 war eine Chance für die Modernisierung der Hochschulen in der gesamten Bundesrepublik, und Ost-Frauen waren – ob Feministinnen oder nicht – tatsächliche oder potentielle Akteure von Reformen in Forschung und Lehre. Aber bevor die Chance noch Gestalt annehmen konnte, mussten Akademikerinnen in den neuen Bundesländern schon um ihren Arbeitsplatz bangen.[7] In der Regel kamen Ost-Frauen bei den Umbauprozessen nicht zum Zuge, weder bei den Stellenbesetzungen noch bei der Planung von Wissenschaftsstrukturen. Aber auch West-Wissenschaftlerinnen fehlten – aus welchen Gründen auch immer – in den zentralen Positionen. Die Chancen für eine wirkliche Erneuerung der Hochschulen zugunsten von Frauen bzw. Frauen- und Geschlechterforschung sind – wohl kaum allein aus fiskalischen Gründen – vertan worden. Was anschließend passierte, kann allenfalls als eine kosmetische Reparatur bezeichnet werden. Am Beispiel der Soziologie will ich nun zeigen, was die Neustrukturierung gebracht hat und mit welchen Effekten hinsichtlich der Institutionalisierung und Professionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung das einhergeht.

Unter den 38 bis Ende 1993 in den neuen Bundesländern berufenen Professoren für Soziologie – zu diesem Zeitpunkt war der Umstrukturierungsprozess personell weitgehend abgeschlossen – waren nur vier Frauen, und lediglich in einem der acht Institute, die einen Hauptfach-Studiengang für Soziologie bzw. Sozialwissenschaften anbieten, ist eine Frau berufen worden. „Männliche Verschwörung", „boys' networks" greifen als Erklärung für diesen dramatischen Strukturprozess zu kurz. Nach Reinhard Kreckel handelte es sich vielmehr „um die unglückliche Kehrseite des wohl wichtigsten Durchbruchs für die gesamte deutsche Soziologie, der im Zuge des Neuaufbaus der ostdeutschen Universitäten erreicht worden ist: die ursprüngliche Empfehlung des Wissenschaftsrates bezüglich der vier unverzichtbaren Säulen der Soziologie (Theorie, Methodik, Makro- und Mikrosoziologie) ist allgemein akzeptiert und in den ostdeutschen Universitäten auch weitgehend realisiert worden."[8]

Sind Frauen und Frauen- bzw. Geschlechterforschung also Opfer des Anerkennungsdefizits der Soziologie oder sind sie der Preis für die Profilierung und

Professionalisierung einer Wissenschaftsdisziplin? Nach Kreckel ist die „erfolgversprechende Strategie" für die Etablierung der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung, „einfach bei den Kernthemen ‚mitzumischen'. Warum sollte es denn so ausgeschlossen sein, den soziologischen Kernbereich von Theorie, Methoden, Makro- und Mikrosoziologie zunehmend für die Geschlechterproblematik zu sensibilisieren und damit zu bereichern?" (Kreckel 1994: 9f.)

Kreckel setzte in diesem Zusammenhang auf den vergleichsweise hohen Frauenanteil bei den Mittelbaustellen in Ostdeutschland.

Von diesen Nachwuchswissenschaftlerinnen (Anfang der 1990er Jahre immerhin 42% in den neuen Bundesländern gegenüber nur 20-25% in den alten Bundesländern) solle die „Sensibilisierung" und „Bereicherung" der Kerngebiete des Faches geleistet werden. Denn die „Qualifikationsarbeiten" dieser wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen sind „direkt einer Professur zugeordnet", so dass es nach Kreckel „nicht unwahrscheinlich (ist), dass auch die Qualifikationsarbeiten ihrer Mitarbeiterinnen zu einem guten Teil in diesen Zentralbereichen der Soziologie abgeschlossen werden, und nicht in peripheren Gebieten, z.B. in der Geschlechterforschung." (Kreckel 1994: 10)

Kreckel ordnet die Geschlechter- und Frauenforschung nicht nur der Peripherie des Faches zu, sondern nimmt sie zugleich auch unter männliche professorale Führung! Ist das ein genereller Trend der „Professionalisierung" der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung in der Bundesrepublik? Wurde in den neuen Bundesländern nur geprobt, was mittlerweile überall auf der hochschulpolitischen Tagesordnung steht? Oder ist hier einfach einer über's Ziel der Analyse hinausgeschossen, der es im Grunde besser weiß?

Agnes Dietzen hat in ihrem Buch „Das soziale Geschlecht" (1993)[9] auf hervorragende Weise die Folgen der Institutionalisierung und Professionalisierung der genuszentrierten Forschung in der Bundesrepublik und die problematische Beziehung von Soziologie und (soziologischer) Frauen- und Geschlechterforschung beschrieben. Ich will versuchen, eigene Erfahrungen dieser problematischen Beziehung zu thematisieren. Das Fach Soziologie an der Humboldt-Universität unterscheidet sich positiv von dem oben beschriebenen Normalfall der Konstituierung der Soziologie in den neuen Bundesländern. Hier gab es zunächst acht, mittlerweile als Folge der Berliner Sparpolitik im Hochschulbereich noch sechs, statt normalerweise vier Soziologieprofessuren. Darunter ist eine der Geschlechtersoziologie gewidmet, eine, die eine Frau innehat. Seit kurzem gibt es darüber hinaus eine Juniorprofessur, die ebenfalls weiblich besetzt ist.

Eine weitere Besonderheit für Berlin: Das Institut für Soziologie und das Institut für Politikwissenschaft bilden eine gemeinsame Struktureinheit und haben einen gemeinsamen Studiengang „Sozialwissenschaften". Zu den ursprünglich acht jetzt sechs Soziologieprofessuren kommen acht jetzt fünf politikwissenschaftliche Professoren dazu; unter ihnen befindet sich eine Frau. Das für die Soziologie beschrie-

bene Anerkennungsdefizit, das mittels „orthodoxer Kerne" der Disziplin zu kompensieren versucht wird, gilt in noch stärkerem Maße für die Politikwissenschaft und führte hier zunächst zum völligen Ausschluss von Frauen und bis heute zum weitgehenden Ausschluss des Gender-Themas.

Ich muss an dieser Stelle nicht über Irritationen im Zusammenspiel von Kooperation und Konkurrenz reden, die diese ungleiche Konstellation mit sich bringt, oder die Mechanismen des besonderen Aus- und Einschlusses im Rahmen von informellen Beziehungen beschreiben. Vielmehr will ich die „institutionelle Abwehr" gegenüber einem Thema problematisieren, das als konflikthaft gilt, unbequeme Gefühle weckt und quer liegt zu dem, was Merton mit dem Begriff des „soziologischen Euphemismus" umschrieben hat (vgl. Dietzen 1993: 155). Die „institutionelle Abwehr" der Soziologie gegenüber dem Geschlechterthema realisiert sich nicht nur durch Abspaltung und Marginalisierung, sondern auch durch Delegierung und Ressortbildung: Aus der „reinen" Lehre bleiben – wie bei Kreckel beschrieben – Frauen und Geschlechterthemen weitgehend ausgeschlossen. Zugleich wird in der „reinen Lehre" aber definiert, was (prüfungs)relevante Leistungen, Theorien und Befunde sind. Das kann nicht folgenlos sein für die Soziologie wie für die („periphere") Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Soziologie hat das, was Dietzen eine affektive Beziehung zur Neutralität oder zur Objektivität nennt (vgl. ebd.: 152). Sie hat sich in einem Set von („objektiven") Methoden und (Kern-)Theorien profiliert und professionalisiert. Dieses Set von Methoden und Theorien macht es nicht leicht, sich dem daraus resultierenden disziplinären Druck zu entziehen. Das führt in der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung zu einem Dilemma, das nicht individuell – durch einzelne Hochschullehrerinnen – zu lösen ist. Dieses Dilemma muss mitbedacht werden, auch im Interesse der Studierenden, und darf nicht zu ihren Lasten gehen. Wenn es um Institutionalisierung und Professionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen geht, muss es auch um die Vermittlung von in der Disziplin anerkannten, marktfähigen und zukunftsträchtigen Ausbildungsabschlüssen gehen, um Abschlüsse, die Frauen helfen, sich in der Konkurrenz mit männlichen Bewerbern durchzusetzen.

Individuell versuche ich das Dilemma durch einen Spagat zu überbrücken: Ich akquiriere Forschungsprojekte, die im „malestream" liegen (sonst bekämen sie keine Förderung) und betreibe in diesem Kontext feministische Geschlechterforschung. Dabei beziehe ich Studierende sehr gezielt mit ein, und zwar mehrheitlich, aber nicht ausschließlich Studentinnen. Ich versuche, ihnen den Weg in die Wissenschaft zu zeigen, indem ich ihnen gerade keine Räume für Frauenträume eröffne, sondern sie auffordere, sich mit den eigenen Leistungen im vorfindlichen Wissenschaftssystem zu behaupten. Das ist nicht unbedingt das, was Studentinnen wünschen, aber möglicherweise das, was ihnen eine akademische Laufbahn eröffnet.

3. Personelle Erneuerung

Das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin, dessen Leiterin ich rund 10 Jahre lang war, startete zunächst als ein ostdeutsches Projekt – zumindest gilt das bis Ende 1993. Das zeigt sich in der personellen Zusammensetzung des Beirats[10], wie in den Themen[11] und Schwerpunkten interdisziplinärer Arbeit.[12] Wenn auch von Anbeginn versucht worden ist, Kooperation von ostdeutschen und westdeutschen Wissenschaftlerinnen zu initiieren – zunächst über gemeinsame Ringvorlesungen[13], dann über die Idee eines Graduiertenkollegs und schließlich sogar über den ambitiösen Versuch, einen SFB ins Leben zu rufen – die Erfolge waren zunächst bescheiden; sie reduzierten sich auf das wechselseitige Sich-Zur-Kenntnis-Nehmen, auf den Informationsaustausch zwischen den Berliner Universitäten und Fachhochschulen und auf den Abgleich von Erfahrungen aus sehr unterschiedlichen patriarchalen Welten. Seit Mitte der 1990er Jahre hat das ZiF offensiv eine Doppelstrategie gefahren: Auf der einen Seite ging es darum, den (personellen) Umstrukturierungen in den Wissenschaftseinrichtungen Rechnung zu tragen, denn mit diesem Prozess hatten sich für die meisten Wissenschaftlerinnen, die sich ursprünglich in der Arbeit des ZiF engagiert hatten, die Arbeitsgrundlagen und -verhältnisse verändert. Im Oktober 1995 bilanziert das ZiF Bulletin: „Viele Ostwissenschaftlerinnen sind nicht mehr an der HU beschäftigt, haben sich ganz aus der Wissenschaft zurückgezogen, müssen sich auf ihre Qualifikation konzentrieren usw. Nach dem Auslaufen der Überhangs- und befristeten Stellen 1995/96 werden nur noch sehr wenige Ostfrauen, die Frauenforschung betreiben, an der HU beschäftigt sein. Gleichzeitig wurde eine Reihe von (West-) Frauen berufen, die sich in unterschiedlichen Disziplinen mit feministischen Fragestellungen beschäftigen, an der Entwicklung der Frauenforschung an der HU interessiert sind und möglicherweise Frauenforschungsnachwuchs fördern werden" (Bulletin 11/Oktober 95: 97). Das ZiF öffnete sich den Westfrauen, und wird seither von ihnen als Struktureinrichtung, die manches leichter macht – wie zum Beispiel die Einrichtung eines Gender-Studienganges oder eines Graduiertenkollegs[14] – pragmatisch genutzt. Auf der anderen Seite ist das ZiF, seit neuestem umbenannt in Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterforschung, bisher nahezu die einzige interdisziplinäre universitäre Frauenforschungseinrichtung in den neuen Bundesländern. Demzufolge versteht es sich auch weiterhin als Anlauf- und Dokumentationsstelle für ostdeutsche Frauenforschung, will es Wissenschaftlerinnen, die aus den institutionalisierten Forschungszusammenhängen hinauskatapultiert wurden, einen Kommunikationsraum[15] bieten und „geschlechtssensible" Transformationsforschung in Ostdeutschland, aber auch in und über Ost- und Mittelosteuropa, befördern.

Diese – der Ost-West-Integration wie zugleich auch der ostdeutschen Tradition verpflichtete – Doppelstrategie läuft im Kern als ein paralleler, entkoppelter

Prozess, der nicht immer zu direkten Ost-West-Berührungen bei allen Themen und Veranstaltungen führt. Das ist keineswegs einfach nur auf wechselseitiges Desinteresse und anhaltende Fremdheit zurückzuführen, sondern auch Indikator für die Akzeptanz des Andersseins und für den Respekt vor differenzierten Interessen. Insgesamt führte die Doppelstrategie zu Normalisierungen des deutsch-deutschen Umgangs, die längst noch nicht überall selbstverständlicher Alltag im Universitätsbetrieb sind: im Studiengang Gender Studies/Geschlechterstudien, im Graduiertenkolleg, in Kolloquia und Ringvorlesungen treffen sich beispielsweise Ost- und Westdeutsche als Lehrende und Studierende, sie kooperieren und diskutieren an einem gemeinsam zu profilierenden Gegenstand.

4. Wissenschaftliche Herausforderungen

Waren es bei der Gründung des ZiF vor allem realpolitische Fragen, die im Mittelpunkt der Diskussionen standen, so sind es mittlerweile vor allem geisteswissenschaftliche Debatten, die – zumindest auf Zeit – magische Anziehungskraft haben und Vortragssäle füllen.

Wenn man sich die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung ansieht, ist – und das gilt für Ost wie West – festzustellen, dass ihr erkenntnistheoretischer Ausgangspunkt vor rund 20-25 Jahren eine „vorwissenschaftliche", spontane Definition des Forschungsgegenstandes war: Sie übersetzte eine (benachteiligte) Geschlechtergruppe, die Frauen, relativ umstandslos und „naiv" in eine wissenschaftliche Fragestellung. Dabei ging es – vereinfacht – den ostdeutschen Frauenforscherinnen vornehmlich um die volle Durchsetzung von sozialer Gleichheit und den westdeutschen um die Akzeptanz von Differenz im Geschlechterverhältnis. Frauen- und Geschlechterforschung zurrte zunächst – als unreflektiertes Nebenprodukt dieses „naiven" Wissenschaftsverständnisses – die Sozialordnung der Zweigeschlechtlichkeit wie ein „quasi Naturgesetz" fest.

Zunächst waren Fragen zur sozialen Lage von Frauen selbstverständlicher Anlass von politisch- und sozial- engagierter feministischer „parteilicher" Forschung. Allmählich erst hat sich ein – allerdings gravierender – Perspektivenwechsel durchgesetzt. Der Schwerpunkt hat sich von der empirischen, an der benachteiligten Situation von Frauen orientierten Forschung auf Fragen des Geschlechterverhältnisses verlagert. Sukzessive haben sich kultur- bzw. geisteswissenschaftliche Forschungsperspektiven (Konstruktion/Dekonstruktion von Geschlecht etc.) gegenüber „drögen", empirisch-beschreibenden sozialwissenschaftlichen Ansätzen durchgesetzt. Die „andere" Stimme, beispielsweise die von Ost-Frauen, verschwand im hegemonialen Diskurs bzw. fand ihren bescheidenen Platz an Orten wie dem ZiF und auf Tagungen, wie der Ost-Fem. Hier ging es vor allem um neue strukturelle Asymmetrien im Geschlechterverhältnis, um die „Verliererinnen" der

deutschen Einheit und um die Tatsache, dass der in der Bundesrepublik vorherrschende Kurs, die (Transformations-) Krise in den Griff zu bekommen, einseitig zu Lasten von Frauen verläuft.[16]

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die institutionelle Abwehr der nicht zum traditionellen Wissenschaftskern zählenden feministischen Forschung und Lehre von Seiten der Akademikerinnen zwangsläufig nicht selten mit Selbstisolation und einem oft selbstreferentiellen Diskurs beantwortet worden ist. Es kam auch hier ein Professionalisierungs-Prozess in Gang, der sich in der Diversifizierung von Theorien, einer Pluralisierung von Forschungsfragen und in einem enormen Zuwachs an wissenschaftlichen Neuerscheinungen niederschlägt. Mehr noch: Feministische Theorien und Geschlechterstudien sind als akademische Institutionen einem doppelten Professionalisierungsdruck ausgesetzt: Zum einen müssen sie sich in einem traditionellen universitären Fächerkanon behaupten, der – aus Gründen, die genauer zu diskutieren wären – gerade wieder damit befasst ist, „Kerne" stark zu machen, die Frauen und Frauen- und Geschlechterforschung auf rigide Weise ausgeschlossen hatten; zum anderen ist auch die feministische Forschung selbst einer internen Professionalisierungsdynamik ausgesetzt, die – international gesehen – geradezu atemberaubend ist. Der immer wieder auflebende und nicht nur von Amerikanerinnen geführte „Streit um Differenz" und um das Verschwinden des Subjektes „Frau" in der feministischen Theorie kann als ein Indikator für die mit dieser Professionalisierungsdynamik einhergehende Akademisierung von Frauenfragen gelten. Die Entkopplung von theoretischem Diskurs und politischem Handlungsentwurf ist ein Moment der „Normalisierung" professioneller, akademischer Wissenschaftsstandards in der Frauen- und Geschlechterforschung.[17]

5. Ausblendungen und Leerstellen

Die „Wende" ist sozialwissenschaftlich noch weitgehend unbearbeitet und die Transformationsforschung hat bis heute eine Leerstelle: Das Geschlechterverhältnis. Die Ausblendung des Geschlechterverhältnisses in der Transformationsforschung schließt die gleichzeitige Stilisierung von Ost-Frauen als generalisierte „Opfer" westlicher Modernisierung einerseits bzw. andererseits als verallgemeinerte „Verursacherinnen der Arbeitsmarktkrise" in den neuen Bundesländern (und darüber hinaus) nicht aus.

Parallel und hinterrücks zur „Unsicherheit im Umgang mit der Vergangenheit" (Geschichtsforum 1999) scheinen sich ganz spezifische Sinnstrukturen in der Transformationsforschung längst etabliert zu haben: Transformationsforschung leistet der Immunisierung gegen Geschlechterfragen und der Verfestigung des Frauenausschlusses Vorschub.

Unter diesem Blickwinkel sind die deutsche Vereinigung und die Transformationsprozesse in Ost- und Mittelosteuropa bis heute soziologische Forschungsfelder, die zwar unmittelbar vor der Haustür liegen, doch längst nicht hinreichend beackert sind.

Anmerkungen

1. Nickel, Hildegard Maria (1988): Geschlechtersozialisation und Arbeitsteilung. In: Weimarer Beiträge, 34. 4: 580-591
2. Meier, Artur (1997): Theorie und Empirie bildungssoziologischer Forschung in der DDR. In: Bertram, H. (Hg.) (1997): Soziologie und Soziologen im Übergang, Opladen: 443-474
3. Meier, Artur: Verspäteter Einlass. In: Fleck, Christian (Hg.) (1996): Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen. Opladen (1996): 353-368
4. Nickel, Hildegard Maria (1990): Frauen in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 16-17/90, 13. April 1990: 39-45
5. Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hg.) (1993): Frauen in Deutschland 1945-1992. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn.
6. Siehe dazu Dölling, Irene (1999): Zehn Jahre Zentrum interdisziplinäre Frauenforschung an der Humboldt-Universität – eine persönliche Rückerinnerung an die Anfänge. In: ZiF Bulletin, Berlin. 19; Szepansky, Gerda (1995): Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR. Frankfurt am Main
7. Wissenschaftlerinnen 2000 (1995): Berliner Perspektiven für die Gleichstellung von Frauen in der Wissenschaft. Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen: 5
8. Kreckel, Reinhard (1994): Soziologie an ostdeutschen Universitäten. In: Der Hallesche Graureiher (1994) 3. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsbericht des Instituts für Soziologie: 1-13, hier 9
9. Dietzen, Agnes (1993): Soziales Geschlecht. Dimensionen des Gender-Konzepts. Opladen
10. 1993 wurde die erste westdeutsche Professorin in den Beirat gewählt: Yvonne Schütze
11. Irene Dölling leitete den Arbeitskreis „Alltag von Frauen in den neuen Bundesländern"; OST-Fem war der Titel der jährlich durchgeführten Konferenzen, später Workshops zu Forschungsprojekten und Erfahrungen von ostdeutschen Forscherinnen, die z. T unter Ausschluss von Westfrauen stattfanden und Themen diskutierten wie beispielsweise methodisch-theoretische Probleme in der Ostbiographieforschung, strukturelle Diskriminierungen in der DDR-Gesellschaft und nach der Wende, Deutungsmuster und Handlungsstrategien in DDR-Frauenbiographien vor und nach 1989 (alles veröffentlicht: In: Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (Hg.) (1995): Unter Hammer und Zirkel: Frauenbiographien vor dem Hintergrund ostdeutscher Sozialisationserfahrungen. Pfaffenweiler
12. Eine Reihe von „abgewickelten" Wissenschaftlerinnen der Humboldt-Universität und anderer Ost-Berliner Wissenschaftseinrichtungen fand im ZiF eine institutionelle Anbindung und Vernetzung für ABM-Projekte und Dritt-Mittel-Forschung.
13. Die erste, mit der Technischen Universität organisierte Ringvorlesung im WS 1990/91 stand unter dem Thema: Grenzenlose Frauenforschung. Sie wurde unter dem sehr treffenden Titel „So nah beieinander und doch so fern. Frauenleben in Ost und West" von Agnes Joster und Insa Schöningh 1992 herausgegeben: Pfaffenweiler: Centaurus.
14. Ohne das ZiF wäre es nicht gelungen, den bundesweit ersten Magisterstudiengang Geschlechterstudien/Genderstudies zum WS 1997/98 tatsächlich zu eröffnen.
15. So existiert beispielsweise ein sozialwissenschaftlicher Arbeitskreis am ZiF, der zum einen wissenschaftliche Projekte bzw. Projektanträge der Teilnehmerinnen diskutiert, zum anderen aktuelle Themen der feministischen Wissenschaftsentwicklung behandelt.

16. Auf der Ost-Fem IV (1995) ging es zum Beispiel um Themen wie: Fremde Schwestern. Unterschiedliche Identitäten ost- und westdeutscher Feministinnen (U. Helwerth/G. Schwarz); Junge Frauen heute – wie sie leben – was sie anders machen (K. Hildebrandt); Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen aus den neuen und alten Bundesländern während der Umstrukturierung der Hochschulen (B. Baume/C. Felber); Erfahrungen mit ABM-Frauen im handwerklichen Bereich (K. Bast-Haider) usw., usf.
17. Dieser Prozess hat aber problematische Nebeneffekte: Einerseits droht im Zuge der Akademisierung der Frauen- und Geschlechterforschung der für die Theoriebildung immer auch notwendige Rückbezug zur empirischen Wirklichkeit auf der Strecke zu bleiben; andererseits scheint Weite in den Fragestellungen abhanden zu kommen und der gesellschaftskritische Biss feministischer Theorien verloren zu gehen.